

zu den Zusammenhängen zwischen Choleraausbrüchen, dem Zusammenbruch des öffentlichen Gesundheitswesens in zahlreichen afrikanischen Staaten und der Privatisierung der Wasserversorgung gehören zu den engagiertesten des Buchs. Am Gesundheitswesen in Zimbabwe (als ausführlichste Fallstudie, S. 163-173), der Privatisierung in Angola, Senegal und Südafrika erläutert Echenberg überzeugend, wie wirtschaftliche und politische Entscheidungen die Verbreitung, Häufigkeit und schwerwiegenden Folgen von Cholera in Afrika beeinflussen. Kritisch reflektierend und von den Einzelfällen ausgehend kommt Echenberg zu dem Schluss, dass „the experiences of South America and of Africa during the seventh cholera pandemic reflected global inequalities“ (S. 179) – ein Themenkomplex, der in den technizistischen Interventionen der WHO, wie Echenberg kritisiert, ignoriert wurde.

Myron Echenbergs „Africa in the Time of Cholera“ betritt mit seiner Synthese der bisher sieben Choleraepidemien, die den afrikanischen Kontinent tangierten, Neuland. Er nennt eine Reihe von Gründen und Zusammenhängen, wie Cholera eine afrikanische Krankheit wurde. Die Akzentuierung der Besonderheit der Entwicklung in Afrika für das 20. Jahrhundert, und insbesondere für die Zeit ab 1970, ist eindrucksvoll und eine der Stärken des Buchs. Seine Interpretation historischer Epidemiologie als Kombination von Umwelt-, Politik- und Sozialgeschichte überzeugt ebenso wie seine zentralen Argumente. Schade allerdings, dass durch die Kürze des Buchs gerade die sozialgeschichtlichen Dimensionen (Migrationen, Konflikte, Wirtschaftsbeziehungen, Besiedelungen etc.) oft zu knapp diskutiert werden und

Wünsche offen lassen. Hier hat Myron Echenberg einerseits anthropologische Studien zur Medizingeschichte in Afrika ergänzt, andererseits ein Forschungsfeld eröffnet, in dem hoffentlich weitere Studien folgen werden. Echenbergs kritische Diskussion der veröffentlichten Quellen (wie der WHO-Statistiken, S. 109-112) sollten neben Studierenden der Geschichtswissenschaften auch Public Health Officials lesen. Durch das Studium von Archivquellen könnten aber einige Aspekte der Geschichte der Cholera in Afrika noch vertieft werden.

Jean-François Bayart: Les études postcoloniales, un carnaval académique, Paris: Les Editions Karthala, 2010, 126 S.

Rezensiert von
Kolja Lindner, Berlin

Sozialwissenschaftliche, genauer ungleichheitstheoretische und kulturwissenschaftliche Debatten leiden in Frankreich nach wie vor daran, dass Jahrzehnte v. a. englischsprachiger Literatur unbekannt sind. Daher sind gewisse Frontstellungen, wie die von materialistischen und postmodernen Ansätzen, Versuche ihrer produktiven Überwindung bzw. ganz allgemein gewisse Denkbewegungen wenig oder gar nicht bekannt. Allein die in den letzten Jahren zunehmend einsetzende Übersetzung von Klassikern der geschlechtertheoretischen, postkolonialen und kulturwissenschaft-

lichen Literatur ins Französische, bei der sich v. a. die Pariser Verlagshäuser Amsterdam und La Découverte hervorgetan haben, wird den großen französischen Nachholbedarf nicht all zu schnell beseitigen können. Die vorliegende Streitschrift des Pariser Politikwissenschaftlers Jean-François Bayart muss vor dem Hintergrund dieser Situation und der dadurch für die französischen Geistes- und Sozialwissenschaften im internationalen Zusammenhang häufig entstehenden Probleme und Komplexe gelesen werden.

Eingangs hält Bayart fest, dass die postkoloniale Diskussion in Frankreich¹ „in der ‚kolonialen Situation‘ und ihrer Reproduktion den Ursprung und den Grund für zeitgenössische soziale Verhältnisse sieht, ob es sich nun um Klassenverhältnisse, Geschlechterverhältnisse oder Gruppenzugehörigkeiten, sowohl in den alten Kolonien als auch in den alten Metropolen“ (S. 8), handle. Gleichzeitig kritisiert er eine politische Anwendung, wie sie von Gruppen wie den Indigènes de la République vorgenommen werde, die versuchten, die Geschichte der Französischen Republik im Lichte der Kolonialgeschichte neu zu schreiben.² Bayart fordert dagegen eine differenzierte Erforschung der Kolonialgeschichte.

Doch zunächst ist in dem vorliegenden Band ein sozialpsychologisch durchaus interessanter move zu beobachten (S. 20-39): Bayart behauptet, die postcolonial studies stünden tief in der Schuld der französischen Epistemologie und Soziologie, sowie in jener der in Frankreich praktizierten Kritik des Imperialismus etwa durch Aimé Césaire, Mongo Beti, Sembene Ousmane etc. Ähnliches gälte auch für die cultural studies, die von den Arbeiten von

Paulin Hountondji, Valentin Mudimbe, Stanislas Adotevi etc. profitierten. Zudem sei der Vorwurf einer angeblichen Nicht-Rezeption von Autoren der subaltern, cultural oder postcolonial studies in Frankreich kontrafaktisch, da diese hier seit den 1980er Jahren zu zahlreichen Kongressen eingeladen gewesen und zahlreich zitiert und kommentiert worden seien. Es sei nicht übertrieben, „in der plötzlichen Vermarktung der postcolonial studies oder im Anprangern eines französischen Zurückgebliebenseins eine Nischenstrategie von Wissenschaftlern, die nach ihrem Teil des akademischen Marktes suchen, bzw. eine Form der Koketterie zwischen amerikanophilen Snobismus und französischer Selbstgeißelung“ zu sehen (S. 38). Der Ansatz, der in dem Rest des Buches einer polemischen Kritik unterzogen wird, soll sich also ganz maßgeblich Diskussionen verdanken, die schwerpunktmäßig in Frankreich geführt worden seien.³

Auf den folgenden 60 Seiten werden „zwei Methodenfehler“ beklagt: „einerseits die Enthistorisierung des Kolonialismus, der selbst verdinglicht wird, andererseits die Enthistorisierung der Kontinuitäten bzw. der Diskontinuitäten oder genauer der Verbindung, der Verkettung von kolonialem und postkolonialem Moment“ (S. 45f.). Man mag das Anliegen eines Plädoyers für eine differenzierte Analyse kolonialer Beziehungen und ihrer Nachwirkungen teilen. Dennoch geht Bayarts Kritik ins Leere und zwar aus mehreren Gründen.

Erstens erscheinen postcolonial studies selbst als homogener Block. Die Postkolonialen hätten nicht zwischen verschiedenen Formen der Kolonisierung differenziert (S. 46), die Postkolonialen verschrieben sich einer Extremform des cultural turn (S. 44)

etc. 35 Jahre Debatte und Forschung zum Thema mit solch allgemeinen Vorwürfen zu überziehen, ist äußerst fragwürdig. Bezeichnend für Bayarts Vorgehen ist dabei, dass seine Kritik so gut wie ohne Belege auskommt – zitiert werden v. a. Referenzen, die seine Gegenentwürfe stützen sollen. Dabei sind die Anschuldigungen gegen postkoloniale Ansätze keine geringen: vom Kulturalismus bis zur Unterstützung von Al Qaida (S. 21). Wer so weit ausholt, sollte schon ein bisschen materialgestützte Beweise liefern.

Zweitens erreicht Bayart mit seinen historischen Argumentationen, mit denen er Differenzierung beansprucht, häufig das Gegenteil. So verkennen die Behauptungen, dass auch andere Formen der Sklaverei und des Sklavenhandels als die transatlantische in Rechnung gestellt werden müssten (S. 11) bzw. andere Formen imperialer Beherrschung als Kolonialismus zu fassen seien (S. 48 ff.), dass es den postcolonial studies um ein spezifisch modernes Unternehmen der Kolonisierung (und weniger zentral auch um den Sklavenhandel und die Versklavung) geht, das konstitutiv für die Schaffung einer vom Westen dominierten Weltordnung sowie die dazugehörigen Epistemen ist. Zudem ist nicht ersichtlich, warum mit der Allgemeinheit, die Bayart für die Analyse imperialer Herrschaft einfordert, die Siedlungspolitik Israels in den palästinensischen Gebieten, die tatsächlich in einigen Ansätzen der postcolonial studies unzulänglicher Weise mit dem europäischen Kolonialismus gleichgesetzt wird, nicht auch noch in das Bayartsche Herrschaftspanorama gehören soll (S. 17).⁴ Sein Text ist so stark von polemischem Furor durchzogen, dass dem

Autor selbst solche argumentativen Widersprüche gar nicht auffallen.

Drittens entwickelt Bayart zahlreiche Argumente, deren historische Belege fragwürdig sind. So betont er für das Imperium und seine Subjekte eine „Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen Norm politischer, rechtlicher oder kultureller Ordnung, die die Partikularismen und die Heterogenität der Provinzen transzendiert“ (S. 80) – eine vor dem Hintergrund des von der französischen Kolonialmacht in Algerien mittels des *code d'indigénat* eingeführten zwei-Klassen-Rechtssystems allemal steile Behauptung. Nicht minder erstaunlich ist das Aufrufen eines klassisch kolonialen Mythos: „Überall in Afrika hat die öffentliche Gesundheitsversorgung zu wahrhaftigen medizinischen Verbrüderungen zwischen Weißen und Schwarzen geführt“, wobei eingeräumt wird, dass deren Zwangscharakter traumatische Konsequenzen hatte, die im sozialen Imaginären fortlebten (S. 94).⁵ Und schließlich wird herausgestellt, dass zentrale koloniale Institutionen umkämpft waren, wobei der analytische Mehrwert dieser Feststellung alles andere als einleuchtend ist: „In allen Reichen [empires] war die Kategorie der Rasse [...] täglicher Aushandlung ausgesetzt, während sie gleichzeitig aufgeherrscht und geteilt wurde. Zudem hat sie Bündnisse zwischen den Weißen und verschiedenen indigenen sozialen Gruppen befördert, z. B. [...] zwischen den Tutsi der großen Seen (gegen die Hutu), Verbindungen, deren Vermächtnis der postkoloniale Staat angenommen hat.“ (S. 95) Zweifellos lässt sich die kreativ-praktische Ausfüllung von durch die Kolonialregime geschaffenen Strukturen durch die Kolonisierten nicht bestreiten. Allerdings hat gerade der von

Bayart geschmähte (S. 66) Mahmood Mamdani gezeigt, dass die vorkolonialen kulturellen Identitäten von Hutu und Tutsi durch die Kolonialmächte in politischen Identitäten transformiert wurden. Mit ihnen waren in der Kolonialzeit virtuelle bürgerliche Rechte verbunden und sie sind nach der Unabhängigkeit zum Ausgangspunkt für politisches Handeln geworden – im Falle Ruandas bis hin zur Eskalation im Genozid von 1994.⁶ Es geht solchen Ansätzen in der Kolonialismusforschung nicht darum, „die eigene Historizität der kolonisierten Gesellschaften“ (S. 95) zu negieren, sondern vielmehr darum zu zeigen, wie die kolonialen Verhältnisse spezifische Transformationen vorkolonialer Strukturen bewerkstelligt haben.

Viertens zeigt sich an genau solchen Stellen, dass Bayarts Polemik sozialtheoretisch auf tönernen Füßen steht. Dies betrifft zunächst seine Konzeption von Struktur und Handlung. Das Bestreben, andere historische Determinationszusammenhänge als den Kolonialismus auszumachen, bringt ihn anscheinend zu der Annahme, dass allein das aktuelle kreative Agieren von Menschen innerhalb von in der Vergangenheit erschaffenen Herrschaftsstrukturen diese ihrer politischen Relevanz enthebt. Es scheint dagegen treffender mit Ansätzen des Critical Realism davon auszugehen, dass Struktur und Handeln derart aufeinander einwirken, dass Menschen nicht einfach soziale Strukturen neu erschaffen, sondern sich ihre Handlungen immer schon in einer von diesen Strukturen geprägten Welt vollziehen, sie diese also reproduzieren und transformieren, sie damit aber keinesfalls ihrer politischen Brisanz entheben.⁷ Auch Bayarts Zurückweisung des in der postkolonialen

Diskussion prominenten agency-Begriffs zeugt nicht gerade von sozialtheoretischer Versiertheit. Er stellt diesem „nicht-utilitaristische Begriffe von Prozessen und Praktiken“ (S. 71) entgegen und ignoriert dabei, dass in der internationalen Diskussion unter agency gemeinhin ein zeitlich situiertes soziales Handeln gefasst wird, das von der Vergangenheit geprägt (Habitus), aber gleichzeitig auf die Zukunft gerichtet (Fähigkeit, sich Alternativen zum status quo vorzustellen) und auf die Gegenwart bezogen ist. Gegenwartshandeln kann in diesem Zusammenhang als komplexe Integrationsleistung von habituellen Dispositionen aus der Vergangenheit, für die Zukunft geplanten Projekten und (bewertender) Anpassung an die momentanen Kontingenzen gefasst werden. Dieses Handeln ist in der Lage, Antworten auf sich ständig verändernde gesellschaftliche Situationen zu geben, und zur Reproduktion und Transformation sozialer Strukturen beizutragen.⁸

Fünftens verwechselt Bayart schlichtweg Kolonialgeschichtsschreibung und post-colonial studies bzw. hat eine äußerst eingeschränkte Auffassung von letzteren. Sie sprächen zwar von Institutionen und sozialen Gruppen, die die Kolonisierung getragen hätten, „aber in dem sie sich getreu dem Vorgehen der cultural studies auf die diskursive Ordnung von Körpern statt auf deren tatsächlichen Praktiken beschränken“ (S. 81). Die Untersuchung von sozialen Repräsentationen ist für Bayart also gleichbedeutend mit Diskursreduktionismus, gegen den nur die hard facts der „wirklichen Geschichte [histoire effective]“ (S. 83) helfen würden. Solch eine Gegenüberstellung bestätigt die eingangs erwähnte Nicht-Rezeption englischsprach-

chiger, materialistischer Theorie sozialer Repräsentationen, der sich beispielsweise der erst kürzlich ins Französische übersetzte Stuart Hall verschrieben hat.⁹

Ein Essay sollte natürlich nicht als wissenschaftliche Studie gelesen werden. Dennoch ist ein gewisses Niveau der Auseinandersetzung wünschenswert. Bayarts Streitschrift unterschreitet dieses mit ihren zahlreichen Missverständnissen, falschen Gegenüberstellungen und nationalen Selbstbezüglichkeiten allerdings recht konsequent. Einer kritischen Diskussion postkolonialer Ansätze in Frankreich ist damit ein Bärendienst erwiesen.

Anmerkungen:

- 1 Zu nennen sind v. a. zwei Sammelbände, die große Aufmerksamkeit genossen haben: N. Bancel/P. Blanchard/S. Lemaire (Hrsg.), *La fracture coloniale. La société française au prisme de l'héritage colonial*, Paris 2006; N. Bancel/F. Bernalt/P. Blanchard/A. Boubeker/A. Mbembe/F. Vergès (Hrsg.), *Ruptures postcoloniales. Les nouveaux visages de la société française*, Paris 2010.
- 2 Der zu Beginn des Jahres 2005 lancierte Aufruf dieses Zusammenschlusses, den auch zahlreiche Wissenschaftler unterzeichnet haben, findet sich im Internet (http://www.indigenes-republique.fr/article.php?id_article=6&cvar_recherche=appel, letzter Zugriff: 6.6.2012). Indem die Autoren von der Beschreibung rassistischer Diskriminierungen in der französischen Gesellschaft recht unvermittelt auf einen „Kolonialstaat Frankreich“ schließen, in dem die aus der rassistischen Kolonialherrschaft in Algerien resultierende juristische Konstruktion des „Indigenen“ auch noch gegenwärtig das Handeln der Republik anleiten soll, machen sie sich leicht angreifbar. So ist verschiedentlich kritisiert worden, dass in dem Aufruf Kolonialismus und Sklaverei durch haltlose Vergleiche banalisiert werden und Rassismus zu Ungunsten einer sozio-ökonomischen Bestimmung auf seine epistemische Dimension verengt wird. Bemerkenswert und symptomatisch für die verweigerte Anerkennung von rassifizierten Minderheiten in Frankreich ist allerdings die öffentliche Aufmerksamkeit für diesen Text und
- 3 Eine solche 'kritische Umarmungsstrategie' ist in Frankreich auch gegenüber den mit der postkolonialen Diskussion verwandten globalgeschichtlichen Ansätzen zu beobachten: Einerseits werden sie – wenn nicht gleich als gegenüber der Nationalgeschichte unwissenschaftlich abgetan (so Pierre Nora in seinem Schlusswort zum französischen HistorikerInnentag 2011, http://www.eurozine.com/articles/article_2011-11-24-nora-fr.html, letzter Zugriff: 6.6.2012) – als wesentlich US-amerikanische 'Erfindung' gebrandmarkt, andererseits wird behauptet, viele ihrer Themen seien zuvor schon in anderen historiographischen oder sozialwissenschaftlichen Zusammenhängen v.a. in Frankreich zum Gegenstand gemacht worden (vgl. P. Grosser, *L'histoire mondiale/globale, une jeunesse exubérante mais difficile*, in: *Vingtième Siècle. Revue d'histoire*, 110 (2011) 2, S. 3-18).
- 4 Die israelische Siedlungspolitik setzt bereits die kanonische Studie *Orientalismus* (1978) von E. Said (2009, insbesondere S. 327-376) in den Kontext des europäischen Kolonialismus. Inwiefern sich der Zionismus vom Kolonialismus unterscheidet, zeigt gerade unter Herausstellung historischer Ungleichzeitigkeiten D. Diner, *Israel in Palästina. Über Tausch und Gewalt im Vorderen Orient*, Königstein/Ts. 1980.
- 5 Der Mythos des 'Gesundheitsexports' ist ein gängiges Thema der Kolonialapologie. Dagegen hält F. Arzalier für die Gesundheitspolitik in den französischen Kolonien fest: „nach einer Zeit der demographischen Regression (von 1890 bis 1930), die weitgehend den Konsequenzen der europäischen Eroberung zuzuschreiben ist (Epidemien und Misshandlungen), erlaubten es die ersten Gesundheitsmaßnahmen für Afrikaner (Beginn der Impfkampagnen) ab 1930 wieder ein Wachstum der Bevölkerung zu erreichen (vor der demographischen Explosion nach dem Zweiten Weltkrieg und vor allem nach der Unabhängigkeit). Die zahlenmäßigen Bedeutung der gesundheitspolitischen Anstrengungen der dreißiger Jahre sollten nicht übertrieben werden: im gesamten AOF-Raum [Afrique Occidentale Française; K.L.] praktizierten 1929 189 europäische- und 88 afrikanische Ärzte sowie 133 Hebammen. 1946 gab es 505 Ärzte, davon 335 Afrikaner (Annuaire statistique de la France d'Outre-Mer).“ (F. Arzalier, *Colonialisme et impérialisme. 'L'exception française' ou le mythe 'humaniste'*, in: *Une mauvaise décolonisation*.

- La France. De l'Empire aux émeutes des quartiers populaires, Pantin 2007 [ohne Hrsg.], S. 15-43, hier S. 30f.)
- 6 M. Mamdani, *When Victims Become Killers. Colonialism, Nativism, and the Genocide in Rwanda*, Princeton 2001.
 - 7 So lautet das zentrale Argument von R. Bhaskars „Transformational Model of Social Activity“, siehe: *The Possibility of Naturalism. A Philosophical Critique of Contemporary Human Sciences*, London 1998, S. 25-79.
 - 8 S. M. Emirbayer / A. Mische, *What Is Agency?*, in: *American Journal of Sociology*, vol. 103 (1998) 4, S. 962-1023.
 - 9 Zu nennen ist v. a. der Sammelband S. Hall, *Identités et Cultures. Politique des Cultural Studies*, Paris 2007, aber auch S. Hall *Le populisme autoritaire. Puissance de la droite et impuissance de la gauche au temps du thatchérisme et du blairisme*, Paris 2008.

Naheem Jabbar: *Historiography and Writing Postcolonial India*, London: Routledge, 2011, 244 S.

Rezensiert von
Georg Berkemer, Berlin

Dem Leser dieser Zeilen sei zuvor eine Mitteilung gemacht, die der Autor des Buches unterschlägt: Es geht trotz des Titels nicht wirklich um Historiographie, also das kritische Reflektieren über Motive und Anlässe zur Schreibung von Geschichte innerhalb und außerhalb des wissenschaftlichen Umfeldes. Stattdessen geht es um Geschichte Südasiens als Feld der Erinnerung und als literarisch wie politisch umkämpfter Diskurs, und darum wie dieser nach Meinung des Autors im postmodernen Zeitalter geschrieben werden sollte. Die Kritik am Geschriebenen dient nur als

Vehikel zum Propagieren des eigenen Stils des postmodernen Schreibens mit historischen Anklängen. Historische Sinnbildung und deren Kritik läuft hier nicht über die Frage nach dem „Was“ des Kommunizierten, sondern über die Frage nach dem „Wie“ der Kommunikation. Wohl aber bleibt Jabbar bei der alten Regel von Karl Popper, wonach eine „Theorie“ nur durch eine neue zu ersetzen ist. Diese neue „Theorie“, der Jabbar anhängt, erklärt aber jegliche Wissenschaft zum Mythos und Geschichtsschreibung zu einer zwar temporär Sinn schaffenden, politisch umkämpften, aber letztlich von Fiktion nicht zu unterscheidenden Veranstaltung.

Das Buch besteht aus zwei Teilen. Im ersten werden Themen im weiteren Umkreis der postmodernen Historiographie erörtert. Hierzu gehören je ein Kapitel zu Hindutva und Ambedkar, bei denen die Wurzeln konservativen und im Kolonialismus verfangenen Denkens auf die deutsche Romantik zurückgeführt werden. Zuvorderst stehen zur methodischen Verortung zwei Texte, die mit „Historiography and narrative“ sowie „The historical sense“ betitelt sind. Auch hier ist die nicht eben neue Auseinandersetzung mit Schlegel und Herder, Hegel und Marx prominent. Der zweite Teil des Buches besteht aus zwei Artikeln zu Naipaul und Rushdie, die eher der Literaturkritik als der Historiographie zuzuordnen sind. Insgesamt sieht das Werk in seiner Heterogenität wie eine Sammlung von eigenständig verfassten Artikeln aus. Zumindest würde dieses die ständige Wiederkehr der Kritik an (meist deutschen) Klassikern der Orientalistik und Geschichtsphilosophie sowie marxistischer Historiker erklären. Einige Sorgfalt in der editorischen Arbeit hätte Wiederholungen